

12. April 2013

Liebe Weggefährten, liebe Freunde dieser Gedenkstätte,

Wir finden uns hier eingeladen eines Datums wegen, für das ich gar nichts kann. Ich finde es aber sehr liebenswürdig, dass Ihr mir dies antut. Danke an alle! Neunzig Lebensjahre – sie sind vor allem ein Geschenk, für das ich vielen Menschen Dank schulde. Sie markieren einen Weg mit manchen Windungen, vielen anstößig, aber, wenngleich auf verborgene Weise, auf ein Ziel hin angelegt. Und manchen, die sich mir und uns in den Weg stellten, sage ich: Auch ihr habt uns geholfen, ihr habt uns in unserem Werk hier bestätigt und angespornt. Und ich habe es immer erlebt, dass ich nie allein operieren musste, sondern immer Freunde zur Seite und im Rücken hatte. Das ganze war ein Gemeinschaftswerk.

Was mich betrifft - von Kindesbeinen an bin ich hinein geworfen und gewachsen in eine nationalsozialistische Gesellschaft – in Familie, Dorfgemeinschaft, Schule und Kirche.

Als kleiner Hitlerjugendführer habe ich mit Hingabe, öffentlich, ganz unmissverständlich und von Eltern und Großeltern begrüßt und unterstützt, die Jüngeren meines Dorfes auf den gewollten Krieg hin ausgebildet und vorbereitet, auf den Krieg, an dem ich selber ab 1942, überwiegend in Russland, teilgenommen habe.

Meinen Geburtstag 1945 habe ich überhaupt nicht wahrgenommen. Kalenderlos, eher vegetativ und des inneren Halts vollständig beraubt, fristete ich, gleich vielen anderen, mein Dasein als Kriegsgefangener.

Erst in englischer Kriegsgefangenschaft erlebte ich in der Begegnung mit kirchlichen Jugendgruppen einer ungezwungenen und so gar nicht missionarischen Menschlichkeit, an der ich mich aufrichten und orientieren konnte.

Aber erst „auf der Straße“ im Protest gegen Krieg und Atomwaffen entdeckte ich mich als politisch verantwortlichen Menschen.

Während meiner Berufszeit als Bibliothekar stieß ich auf die Spur von Hamburger Lehrerinnen und Lehrern, die sich im Widerstand bewährt und dabei ihr Leben verloren hatten.

Sie faszinierten mich, und ich begann, ihre Erfahrungen und Leiden für die Hamburger Schulen und Lehrerschaft öffentlich zu machen.

Damit begann meine Verfallenheit an die Zeitgeschichte.

1975 fand ich in Kaltenkirchen Menschen, ausnahmslos alte Sozialdemokraten, die den kollektiven Panzer des Verschweigens am Ort und im Land durchbrachen.

Auf die Anfrage der Redaktion des SPD-Ortsvereins, wie diese Genossen das unrühmliche Ende des Dritten Reiches hier in Kaltenkirchen erlebt hatten, verloren sie sich nicht in Klagen über die 1945 anhebende so genannte „schlechte Zeit“ oder über selbst erlittenes Ungemach. Sie kamen sogleich zu der Sache, die ihnen wichtig geblieben war:

Es gab ein Konzentrationslager mit der amtlichen Kennzeichnung „Kaltenkirchen“. Und viel weiteres unschuldiges Blut wurde auf dem Boden dieser Gemeinde vergossen.

Die erste Ausgabe unseres Blattes „SPD-Info“ zu Anfang des Jahres 1975 erschien mit der Überschrift „Kaltenkirchens blutige Erde“. Dies einfache Blatt trug das schwerwiegende Ergebnis unserer Befragung und weiterer erster Forschung in jedes Haus. Die Titelseite liegt Ihnen als Kopie vor.

Die Nachricht wirkte wie ein Schock und löste eine am Ende doch heilsame Unruhe aus. Die ersten Reaktionen schwankten zwischen Erleichterung einerseits und vorwurfsvollen Seufzern:

„musste das denn sein? Musstest du das alles ans Licht bringen?“

„Nach drei Jahrzehnten war doch endlich Ruhe eingekehrt“

oder, wie in einem an mich gerichteten Brief mit der unverblühten Feststellung „Mit dir kommen die Ratten aus den Löchern“.

Die Front zwischen Abwehr und Annahme verlief deutlich entlang den Rändern der großen politischen Parteien.

Das gab und gibt zu denken.

Man könnte diese Erfahrung als Marginalie abtun.

Doch der Gegenstand, die Sache, die wir im Blick haben,

erlaubt es nicht. Ich meine, doch genauer hinschauen zu müssen und halte es für angemessen, in eine tiefere Dimension zu gehen. Sehen wir einmal vom Parteibuch ab, so kann und muss man die Grenze zwischen Einsicht und Abwehr der geschichtlichen Last auch anders ziehen - immer unter dem Vorbehalt einzelner Ausnahmen. Bestimmend für den Verlauf dieser Abgrenzung war die Zurechnung der Personen zur wirtschaftlich und gesellschaftlich tragenden Schicht in den Gemeinden, in Kaltenkirchen und in den Dörfern ringsum. Es war die Schicht, die einst führend gewesen war beim Aufkommen des Nationalsozialismus. Und es ist nachvollziehbar, dass die Nachfahren dieser sozialen Schicht sich schwer taten bei der Begegnung mit den Folgen der Präferenz ihrer Väter. Auf der anderen Seite öffneten sich Lehrer und Schulen schon erfreulich frühzeitig. Und die regionale Presse – sie unterstützte das Werk der Aufklärung einfach dadurch, dass sie ihre berufliche und demokratische Aufgabe erfüllte: Beobachten und berichten - sachlich und korrekt.

Im Jahre 1978 entstand erstmals ein öffentlicher Druck: Tief verborgen im Wald von Moorkaten waren die vielen im KZ-Außenkommando Kaltenkirchen zu Tode gebrachten Häftlinge und viele in einem Lazarett der Wehrmacht umgekommenen sowjetischen Kriegsgefangenen der Öffentlichkeit verborgen geblieben. Die unscheinbaren kleinen schwarzen Kreuze auf den Gräbern gaben nichts preis. Landesregierung, Bundeswehr, die Stadt Kaltenkirchen und der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge beendeten diesen peinlich gewordenen Zustand. Nach einer gründlichen Umgestaltung der Stätte wurde sie im August 1978 feierlich eingeweiht – unter Beteiligung etlicher überlebender Häftlinge.

Der entscheidende Schritt zu einer erhellenden Deutung dieser Gräberstätte blieb jedoch immer noch aus. Die Stätte blieb zunächst noch gewissermaßen eingeebnet und eingeordnet in die unverbindliche Kategorie der zahllosen „Kriegsgräber“ im Lande. Es sollte noch Jahre dauern“, bis der Trägerverein diese Irreführung beenden und gegen den ausdrücklichen Willen des

„Volksbundes“ eine Tafel mit der korrekten Kennzeichnung und Erklärung durchsetzen konnte.

Im Umgang mit der Öffentlichkeit und besonders im Unterricht an Schulen blieben mir unter dessen besonders die Fragen vieler Schüler und Jugendlicher im Ohr:

„Wie konnten Oma und Opa damit leben?“ - mit einem KZ vor ihrer Tür, mit Scharen von verschleppten Menschen auf ihren Straßen? Das musste und wollte ich klären, und ich glaube, das begonnen zu haben mit meinem Buch „Zwölf wiedergefundene Jahre“. Jenes „Kaltenkirchen unter dem Hakenkreuz“ – es war aus dem kommunalen Gedächtnis von Stadt und Umland völlig verschwunden. Für mich war deren Wiederentdeckung ein aufregendes Unternehmen, auch deshalb, weil es immer auch eine Begegnung mit meiner eigenen Geschichte im benachbarten Alveslohe beschwor.

Das Unheil des Dritten Reiches war ja keineswegs das Ergebnis einer Diktatur oder Gewaltherrschaft. Es war die Realisierung dessen, was die NSDAP gegen Ende der Weimarer Republik mit brutaler Deutlichkeit – mit Text, Bild, Lautsprecher und Gewalt – als ihr Programm angeboten hatte, was schon seit 1930 die Zustimmung der absoluten Mehrheit der Wähler hier bei uns gefunden und 1933 in das Dritte Reich geführt hatte. Die Übereinstimmung mit der NS-Programmatik führte die Volksgemeinschaft zur Willensgemeinschaft mit Hitler. Und ihr gehörten auch, wie es ein Buchtitel ausdrückt, „Opa“ an, es sei auch hier betont: mit Ausnahmen. Aber, wie es in einem anderen Buchtitel heißt: „Es waren viel zu wenige“.

Wir alle hier wissen – eine solche Begegnung mit der eigenen Geschichte kann eine heilsame kathartische Wirkung haben. Eben solche hatten wir – meine vielen Freunde und ich - uns erhofft für Kaltenkirchen und für meine Heimat. Spät kam sie, aber sie kam.

Dem Druck des Buches über die zwölf Jahre mit so unbequemem Inhalt stellten sich jedoch Schwierigkeiten in den Weg.

Walter Spur, ein politisch engagierter Mann und mutiger Verleger wollte es wagen, das Buch in seinem kleinen Verlag Roland-Werbung in Bad Bramstedt heraus zu bringen. Doch ohne Druckkostenzuschuss sei es seinem so kleinen Unternehmen nicht möglich. Das war leicht einzusehen. Meine diesbezüglichen Anträge an die Landesregierung und an den Kreis Segeberg wurden positiv beschieden mit der Zusage von 3 000 bzw. 2 000 DM. Doch wurde die Zusage verständlicherweise daran gebunden, dass auch die Gemeinde Kaltenkirchen, für die das Buch ja bestimmt war, sich auf diese Weise beteilige. Die damalige Mehrheit in der Gemeindevertretung lehnte dies jedoch - gegen die Stimme ihres Bürgermeisters Günter Fehrs - ab – ein Vorgang, der zu peinlichen Schlagzeilen in sämtlichen bedeutenden deutschen Zeitungen führte. Eine sofort nach der ablehnenden Entscheidung von Mitgliedern der SPD gegründete Bürgerinitiative brachte binnen 14 Tagen die Summe von ca. 20 000 DM zusammen. Nun konnte das Buch erscheinen, und nach dessen Auslieferung erhielten die Schulen am Ort als aufklärendes Unterrichtsmaterial kostenlos je einen Klassensatz. Nichts hat meine Weiterarbeit an der Sache so gefördert, wie diese Erfahrung.

Im weiteren Verlauf von Forschung und Publikationen fiel immer mehr Licht in das dunkle Kapitel des Dritten Reiches in unserer Heimat. Aber noch einmal stellte sich die alte Front der Verweigerer in den Weg der Aufklärung: Im Ortsteil Heidkaten hatte es bis 1944 ein Krankenrevier der Wehrmacht gegeben, in dem sowjetische Kriegsgefangene in großer Zahl gestorben waren und unwürdig in einem Massengrab in Moorkaten endeten. Als einziger Hinweis auf dieses Lager war der bauliche Überrest von dessen Entlausungsanstalt bis in das Jahr 1983 an der Bundesstraße 4 erhalten geblieben. Bürger Kaltenkirchens – es waren wiederum Mitglieder der SPD, der GRÜNEN und der „Friedensgruppe Kaltenkirchen“, deren Name für ihr Programm stand – sie beantragten, diese Ruine zum Andenken an die Toten des Krankenreviers zu erhalten und mit einer schlichten Gedenktafel zu versehen.

Auch dieser Wunsch wurde von derselben politischen Koalition in aller Form zurück gewiesen, doch nicht nur von der Stadt, sondern nun auch vom Kreis, von der Landesregierung, der Bundeswehr und dem „Volksbund“.

Um allen weiteren Versuchen in dieser Richtung einen Riegel vorzuschieben, ließ die Bundeswehr (Standort Boostedt/ Neumünster) nächtlicherweise mit schwerem Gerät die Ruine beseitigen. Ein gefühlloser Akt. Und auch dies Zerstörungswerk führte zu empörten Schlagzeilen und Bildern in der Presse.

Als Antwort darauf stellten die Verfechter dieser einfachsten Art einer Gedenkstätte an diesem Ort eine selbst gefertigte Tafel mit dem Hinweis auf das Werk der Zerstörung auf. Die Folge: unter Androhung von Strafe sei die Tafel sofort zu entfernen.

1995 entdeckte ich, dass zwei Studenten aus Hamburg – Maren und Olli – sich am Ort des Lagers hier in Springhirsch zu schaffen machten – unautorisiert auf dem privaten Grundstück der Flughafengesellschaft. Dazu fühlten sie sich lobenswerter Weise berechtigt aus Enttäuschung darüber, dass an diesem Ort nicht das Geringste auf das damalige Lager, von dessen Existenz sie wussten, hinwies.

Schon am Tage darauf schloss ich mich den beiden an. Bald folgten uns Frauen und Männer aus der Umgebung.

Wir begannen mit unseren Händen und zunächst mit einfachen Werkzeugen den Boden nach Spuren des Konzentrationslagers zu durchsuchen, wir, das war die „Arbeitsgruppe KZ Kaltenkirchen“.

Schulklassen aller Schularten aus Kaltenkirchen, Quickborn, Bad Bramstedt und Barmstedt leisteten dabei alsbald praktische Hilfe und wurden dabei informiert über die Bedeutung ihres Tuns.

Je mehr die Gedenkstätte Gestalt annahm, umso mehr drängte sich die Notwendigkeit auf, für sie einen Träger zu finden.

Nach vielen Absagen durchbrach überraschend Bürgermeister Ingo Zobel die alte Front seiner Partei und bot sich an, alle erforderlichen Schritte zur Gründung des „Trägervereins KZ Kaltenkirchen“ und dessen Eintragung in das Vereinsregister zu übernehmen. Er lud auch ein zur Gründungsversammlung des

Vereins. So konnte der Trägerverein das Werk der „Arbeitsgruppe“ weiterführen – bis heute erfolgreich.

Seither ist hier viel von vielen investiert worden – an Arbeitskraft, an Freizeit und unbezahltem Einsatz. Die Mitglieder des Vorstands, auch die ihm nicht mehr angehörenden, sie und alle die vielen, die hier den Besuchern dienen, verdienen großen Dank. Und schließlich- es liegt mir am Herzen:

Wie könnte jemals unsere wie auch andere Gedenkstätten bestehen und ihre Funktion erfüllen, wenn nicht Menschen zur Verfügung stünden wie hier bei uns Thomas Sarezki?

Längst kann man an dieser Stätte nicht mehr einfach vorbeifahren – im übertragenen, aber auch wörtlichen Sinn. Die Gedenkstätte hat ihren festen Platz im öffentlichen Bewusstsein – weit über die Stadt und das Umland hinaus. Ich erinnere mich, wie noch Anfang der 80er Jahre jungen Studenten der Kieler Universität aufging, dass von Seiten ihrer Professoren bisher nichts zur Bearbeitung der braunen Geschichte unseres Landes ausgegangen war. „Da müssen erst Leute aus der tiefsten Provinz um Kaltenkirchen herum kommen und mit Ergebnissen aufwarten“, hieß es.

Ich möchte mich nun nicht weiter in Rückblicke verlieren. Auch während der letzten mir verbliebenen Lebensjahre bleibe ich der Zukunft zugewandt – und damit auch dieser Gedenkstätte, freilich in einer gewissen Distanz. Heute sei es mir erlaubt, dem bisher Gesagten hinzu zu fügen, was noch zu sagen ist – aus meiner Sicht, meinerwegen als Abgesang.

Dieser „Wald des Vergessens“, wie Jens Harder ihn nannte, hat seine negative Funktion bereits verloren. Das heißt: Das „Gedenken“, die „Gedenktage“ sind längst in die Staatsdoktrin unseres Landes, auch in dem Kulturbetrieb dieser Stadt eingegangen. Das Gedenken im Sinne von Bewahren vor dem Vergessen, ist, wie Harald Welzer schreibt, schon obsolet geworden. Und das ist, wie mir scheint, ein ganz natürlicher historischer Entwicklungsvorgang.

Zu beklagen wäre er nur, wenn man sich nicht bemühte, diesem Prozess Rechnung zu tragen.

Damit stellt sich die Frage: wo liegt dann die vor uns liegende Aufgabe der Gedenkstätten, auch der unsrigen hier, will sie nicht verblassen unter den zahllosen mit Recht vergessenen Denkmälern im Lande, die auch einmal große emotionale Aufmerksamkeit für sich beanspruchten und um die sich seit langem niemand mehr kümmert, schon gar keine Jungen Menschen. Oder, anders ausgedrückt: Wir wehren uns gegen die Vorstellung, mit unserer Gedenkstätte durch den Lauf der Zeit zu einem Museum herabgestuft zu werden.

Einer unserer Freunde hat kürzlich eine verblüffend einfache, richtungweisende Formel gefunden:

„Denkstätte anstelle von Gedenkstätte!“ Das mag verstörend klingen. Will da jemand das Kind mit dem Bade ausschütten? Ganz gewiss nicht. Gemeint ist nicht ein schroffes Entweder-Oder. Das empfohlene Denken schließt das Gedenken ja e i n, relativiert es aber.

In der Stille dieses Ortes an der so lauten Bundesstraße – hier bewegt auch mich die Grundfrage: Für wen haben wir eigentlich diese Gedenkstätte geschaffen, und für wen unterhalten wir sie so liebevoll? Für die Opfer von einst? Ich meine deren Antwort zu hören: Wir haben das doch nicht nötig!

Ist sie gedacht für deren in Europa verstreut lebenden Nachkommen? Gewiss, einstweilen noch, als eine Art Pilgerstätte. Aber wie lange noch?

Hingegen meine ich deutlich zu hören: Für euch selbst ist dieser Ort da, für die heute und morgen in eurer Gesellschaft Lebenden. Und darum glaube ich auch ihre Mahnung zu hören: Klebt doch bitte nicht an dieser Stätte! Lasst euch nicht lähmen von Gefühlen. Lasst die Geschichte nicht zu Fesseln werden! Die Fähigkeit zur Betroffenheit wird abnehmen. Lasst aber den Besuch hier zum Ansporn dafür werden, dass aus der Geschichte Politik wird in und für eure konkrete Gesellschaft.

Folgen wir dieser Denkrichtung weiter, legt sich dann nicht eine allmähliche Wende in der Gedenkstättenpädagogik nahe, wie sie auch von manchen engagierten Beobachtern empfohlen wird?

Zu der Erniedrigung von Menschen hier an dieser Stelle gesellen sich auch die ermutigenden Beispiele von hier geleistetem Widerstand an Bedeutung. Widerstand hier, im Lager und außerhalb des Lagers, geleistet unter Lebensgefahr.

Kaltenkirchen hat einige diese Frauen und Männer dadurch geehrt, dass nach ihnen Straßen benannt wurden. Sollte das nicht ein großer Anreiz sein, in unvergleichbar geringfügigerer Lage ein offenes Widerwort zu sagen, dort, wo es stört?

Wo man sich damit eine Blöße gibt? Wo es zur Konfrontation kommen kann?

Sich einzureihen in die Front gegen die Neo-Nazis?

Aber das ist zu wenig. Für Besucher dieser Stätte versteht sich das von selbst. Aber gibt es nicht auch in unserer demokratischen Gesellschaft diese unterschwellige Affinität zu rechtsradikalen Vorstellungen?

Gibt es da nicht einen Schwelbrand, der nur gelegentlich an den Rändern erschreckend in Erscheinung tritt? Harald Welzer spricht von einem „versteckten Bedrohungspotential“ im Alltäglichen, im Gewohnten unserer Gesellschaft. Auch im Alltag, der Normalität des Dritten Reich gediehen die späteren Täter und Mörder - unter der Oberfläche, unauffällig, unbemerkt – aber als sie gebraucht wurden, waren sie da.

Ist es vorstellbar, dass Besucher unserer Gedenkstätte - innerlich berührt von den hier verübten Untaten durch Deutsche, – dass sie zu Hause in den Medien unberührt erfahren von Ländern, in denen täglich die Menschenrechte mit Füßen getreten werden, und genau unser Land versorgt diese Unrechtstaaten mit Leopard-Panzern und Maschinenpistolen.

Die Schreie der dort Verfolgten hört man bei uns nicht – aber ihren unterdrückerischen Polizeiapparat stattdessen wir mit dem effektivsten elektronischen Gerät aus.

Ist das zu rechtfertigen mit Wachstum, Arbeitsplätzen, geopolitischen Rücksichten? Überlassen wir es mit gutem Gefühl dem einzelnen Besucher, darauf zu reagieren?

Oder - zu Hause angekommen - diese Meldung:

Flugzeuge auch der deutschen Luftwaffe im Einsatz,

um Flüchtlinge aus Afrika in ihren seeuntüchtigen Booten aufzuspüren und sie zur oft tödlichen Umkehr zu zwingen.

Auch damit muss jeder für sich fertig werden?

Im Dritten Reich hofften zahllose Menschen, im Ausland rettende Aufnahme zu finden. Sehr vielen gelang das nicht. Wir beklagen das heute. Kann, dies im Blick, die Handhabung des Menschenrechtes auf Asyl bei uns wirklich immer bestehen?

Diese und ähnliche Vorgänge – passieren auch die einfach so? Liegt ihnen keine politische Willensbildung und Entscheidung in Parlament und Regierung zugrunde?

„Passieren“! Eigentlich müsste es uns beunruhigen, im Besucherbuch oder im Gespräch so treuherzigen stereotypen Formulierungen zu begegnen, wie diese: „So etwas darf nicht wieder passieren!“ Ich will das im Einzelnen gar nicht bemäkeln. Aber verrät diese passivische Ausdrucksweise nicht zugleich auch ein fundamentales Missverständnis? Fordert das nicht mindestens zum Nachdenken heraus?

Wahr ist doch: Nichts ist passiert, gar nichts!

Alles wurde überlegt und/oder auf Befehl getan und verantwortet.

Daraus folgt die Frage: Wo liegt die Verantwortung? Wem ist das hier Getane zuzuschreiben? (Von Schuld will ich jetzt gar nicht reden.) Der Reihe nach, ausgehend von der Nähe zu den Taten: Den Kapos? Dem Lagerführer? Der SS? Der Deutschen Luftwaffe im Interesse ihres Flugplatzes? Den Baufirmen, die in den Häftlingen einfach nur eine Ressource sahen? Oder, vielleicht der Reichsregierung in Berlin oder Hitler in seiner Wolfsschanze? Von den so leichthin zitierten Sündenböcken, den „Nazis“?

Was für Phantome waren das eigentlich, diese „Nazis“?

Im eigentlichen Sinn und bei korrektem Umgang mit der Sprache war Nazi einer, der der NSDAP als Mitglied beigetreten war, so wie ich als 18-Jähriger mit der Mitgliedsnummer 8.626.670.

Ich wette: keiner der Angehörigen der Wachkompanie war Parteimitglied. Der erste Lagerführer Otto Freyer soll auch keiner gewesen sein. Er gehorchte ja nur, am Ende der Befehlskette.

Ja - waren denn Hitler und seine Regierung nicht auch ihrerseits beauftragt . . . ja, von wem? Etwa nicht von „Oma und Opa“? Von der allumfassenden deutschen Volksgemeinschaft?

Dann ergibt sich für die Verantwortlichen eines Trägervereins die Frage:

Kann oder gar muss der Trägerverein an einer Korrektur solcher verkehrten Vorstellung nicht intensiv und geduldig arbeiten?

Aber wie wäre das zu machen?

Wir verstehen uns als Hüter des Vermächtnisses „unserer“ Opfer. Reicht es, wenn wir die Besucher, jeden einzelnen alleine in seine Bewährung schicken? Oder – gibt es vielleicht darüber hinaus - Möglichkeiten?

Sollte ein Trägerverein nicht auch als institutioneller Förderer des Geschichtsbewusstseins in unserer Region auf den Plan treten – öffentlich und entschieden, ja, politisch, nicht parteiisch?

Mit dem Wagnis einer gelegentlichen Konfrontation? Wie am Anfang, 1975 ganz am Anfang?

Könnte er sich nicht auch in aktuellen Fragen in die öffentliche Meinungsbildung einmischen? Und so als Brennpunkt, als Relais mit noch mehr Ausstrahlung auftreten? Als Anstoßerreger.

Ich meine wir, müssten uns in einem bestimmten Sinn mit dem Rücken zur Geschichte, also auch zur Gedenkstätte positionieren.

Wir haben es mit der Gegenwart zu tun, mit sich dauernd verändernden Generationen und politischen Herausforderungen.

Vielleicht erinnert uns die Nachricht vom Tod des

Deutsch-Franzosen Stephan Hessel an seine Aufforderung

„Empört euch!“, die manche von uns damals willig aufnahmen.

Ich wünsche mir, dass auf unserer Gedenkstätte etwas davon

wirksam werde, dass besonders die jüngeren Besucher

zwar nicht zu einer unverantworteten Aufsässigkeit, wohl aber zu einem Mindestmaß an verantworteter Widerständigkeit finden.

Ich weiß - ich habe gut reden. Und von Patentrezepten weiß auch ich nichts. Mir ist sehr wohl bewusst: Es kostet endlose Mühe um den Weg, die Last des gemeinsamen Nachdenkens.

Ob das gelingen kann – ohne gleichzeitigen gewissermaßen asketischen Verzicht auf selbst gewählte Ausweitungen und Verlockungen?

Ich meine, es kann nur gelingen bei gleichzeitiger Konzentration der wenigen Mitarbeiter auf das, was sie zu leisten vermögen, was in ihrer Phantasie und Kraft liegt und wartet.

Ich wünsche deren kräftige Entfaltung.

Ich freue mich, an dieser Gedenkstätte mitgearbeitet zu haben. Manches, zu viel ist in meiner Biographie durch den Raster gefallen. Ich sehe aber auch, dass manches von Bestand geblieben ist – lebendig im gemeinsamen Bemühen und am Ende – ich bin so unbescheiden - auch vorzeigbar.

**Danke – dafür
und für eure geduldige Aufmerksamkeit.**